

BÄRBEL SCHÄFER

*Eine Herde Schafe, ein Paar Gummistiefel
und ein anderer Blick aufs Leben*

Von der Landlust einer Stadtfrau

Endlich mal wieder raus aus dem Büro, in der Natur sein, mit den Händen arbeiten: Diese Sehnsucht kennen viele, auch Bärbel Schäfer. Und so beschließt sie, einen Selbstversuch zu wagen.

Ein Jahr lang begleitet sie einen Schäfer bei seiner Arbeit, um selbst herauszufinden, was Hirten im jahrtausendelangen Miteinander von Natur, Tier und Mensch gelernt haben. Und dabei lernt sie nicht nur eine Menge über Schafe, sondern auch für das eigene Leben.

BÄRBEL SCHÄFER

Eine Herde Schafe,
ein Paar
Gummistiefel
und ein anderer
Blick aufs Leben

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Ereignisse in diesem Buch sind größtenteils so geschehen, wie hier wiedergegeben. Für den dramatischen Effekt und aus Gründen des Personenschutzes sind jedoch einige Namen und Ereignisse so verfremdet worden, dass die darin handelnden Personen nicht erkennbar sind.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Copyright © 2023 Kösel-Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Umschlagmotive: Nicci Kuhn Photography; FinePic®, München
Fotos innen: Nicci Kuhn Photography
Schaf-Illustrationen: czibo/stock.adobe.com
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-466-37296-6

www.koesel.de

Inhalt

Prolog	9
Zurück zur Natur oder wie ich aufs Schaf kam	12

Frühling

Mission Schaf startet: Der erste Besuch beim Schäfer	29
Einsatz am Limit: Umzug mit Herde	39
Weidefrieden in einer brodelnden Welt: Gute Gründe für die Sehnsucht nach Idylle	50
Care-Arbeit auf der Weide: Von Supermoms, Biestmilch und Ego-Böcken	58
Die Schäfer und die anderen Schäfer, Teil 1: Gespräch mit Hobbyschäferin und PR-Managerin Bianca	66

Sommer

Es geht an die Wolle: Vom Schafescheren	81
Fürsorge für Maschinen und Suchtrupps für Kitze: Die Erntezeit beginnt	94
Meine Gurus haben Fell: Lektionen im Entschleunigen	106
Die Schäfer und die anderen Schäfer, Teil 2: Gespräch mit Annette von Pappenheim, Landwirtin, Tierheilpraktikerin und Schafbesitzerin	122
Klauen schneiden und Wunden heilen: Gesundheitsfürsorge für Schafe	130

Herbst

Schützen, was wir lieben: Es braucht mehr Menschen wie Herrn Keil	141
Führen wie ein Hirte: Was Schafe uns über Teamwork lehren können	160
Mein Partner mit der feuchten Schnauze: Was ich von Hunden übers (Be-)Hüten gelernt habe	182
Ruhig öfter zickig sein: Über Ziegen und Freundschaft auf der Weide	191

Winter

Wer hat Angst vor Isegrim?	
Über die Rückkehr der Wölfe	203
Festgefahren und zwiegespalten:	
Ein Traktor in Not und ein Weide-Azubi mit Gewissensbissen	210
Wenn die Schäferschippe trendet:	
Über altes Handwerk und neue Landlust	217
Wenn das Leben dir Brennnesseln gibt:	
Fast doch noch ein Sieg für den inneren Schweinehund	226
Vom Töten:	
Über Respekt und Tierwohl beim Schlachten	234
Epilog: Das Jahr geht zu Ende	243
Quellenangaben	253
Dank	255



Für M. und S. und O.

Prolog

Der letzte Haken schließt den Pferch. Geschafft. Meine Finger sind steif vor Kälte. Alle Schafe und die wenigen Ziegen stehen dicht gedrängt zusammen. Der Wind pfeift uns um die Ohren und meine Oberarme schmerzen, weil wir zuvor noch die schweren Batterieblöcke über die Wiese geschleppt haben. Die brauchen wir, damit Strom durch den Draht fließt, wenn wir die Weide verlassen. Damit die Herde sicher ist. Ich lehne mich auf den Zaun und warte. Der Morgentau liegt noch selbstbewusst auf den Grashalmen, meine Atemwolken tanzen über den Köpfen der Schafe. Ich entspanne mich, spüre die schwere Erde unter meinen Füßen.

Den Pferch haben wir heute aus alten Holzgattern gebaut, gemischt mit neuen Elementen aus Metallgittern. Die Gatter lagen auf dem Anhänger, ehrlich gesagt haben sie nicht mehr alle Latten korrekt am Zaun. Doch der Schäfer wollte sie noch mal benutzen, obwohl die Witterung und die Jahre sie an den Kanten haben splintern und morsch werden lassen. Ich lehne vorsichtshalber lieber an einem der neuen Stahlgitter und lasse den Blick über die Tiere schweifen. Reibe meine behandschuhten Hände aneinander. Atme einen Hauch Wärme in die dünnen Fingerlinge.

Warten habe ich gelernt in den letzten Monaten. Nicht drängeln, nichts dazwischenrufen, es hat seinen Grund, wenn etwas länger dauert. Langsam fühle ich mich sicherer im Umgang mit

der Herde. Der Schäfer bückt sich noch immer tief über den Batterieblock. Der schneidende Wind zerzt an den ausgeleierten T-Shirts und Socken am Zaun, die Wildtiere abschrecken sollen.

Doch dann, plötzlich: Ohne Vorwarnung bricht Hektik aus. Die Herde wird auf der eng zusammengedrängten Fläche von einer Sekunde auf die andere unruhig. Die Schafe heben ihre Köpfe, recken die Hälse, wollen sich Platz verschaffen, einige bäumen sich auf. Ich versuche zu verstehen, was hier gerade passiert. Ist eine Nutria aus dem benachbarten Bach über die Weide geschossen und zwischen die Beine der Tiere gehuscht? Nichts dergleichen. Ich versuche die Tiere mit meiner Stimme zu beruhigen, einzelne Schafe zu streicheln, und gehe einige Meter um die Absperrungen herum. Das Holzgatter spannt sich gefährlich, wenn die Herde so unruhig bleibt, wird es dem Druck nicht standhalten.

Ich entdecke einen Spalt zwischen den Holzplanken und dem Metallgatter. Auch eines der Schafe hat ihn entdeckt. Es drückt dagegen und mäht so laut, als wollte es den anderen davon berichten. Die Atmung des Tieres geht schnell. Hinter ihm schiebt sich mit ganzer Körperkraft ein zweites Schaf gegen die Holzlatten. Alle wollen plötzlich raus. Das erste Tier quetscht sich durch den Spalt und der Rest der Truppe versucht ihm zu folgen. Bocksprünge und Herdentrieb. Der Druck, der vereinte Wille der Herde wird so stark, dass ich als einzelnes Gegenüber machtlos bin. Sie entwickelt eine solche Dynamik und Kraft, dass innerhalb von wenigen Sekunden drei große Elemente des Zauns zerborsten vor mir liegen. Ich versuche mit weit ausgestreckten Armen die Herde zurückzudrängen, keine Chance. Meine Arbeit von einer Stunde ist innerhalb von Sekunden dahin. Wie ein wolliger Tsunami fegen, drücken, drängeln alle Schafe an mir vorbei, als stünde der Boden des Pferchs unter Strom. Keines bleibt im Rondell zurück.

Ich sammle die zerbrochenen Latten ein und werfe sie auf einen Haufen, achte auf rostige Nägel im morschen Holz. Jetzt

muss ich den Pferch erneut aufbauen. Wir können die Weide erst verlassen, wenn die Arbeit getan ist. Werden die Schafe auf uns hören, wenn wir sie wieder dort versammeln wollen, um endlich ihre Klauen zu kontrollieren? Auf die Uhr schaue ich nicht mehr. Zeit ist relativ. Aufgewühlt stehen die Tiere einige Meter entfernt auf der Weide. Nach und nach beginnen sie in kleinen Grüppchen zu grasen.

Was war das für eine Aktion? Der Schäfer dreht sich um, schüttelt stumm den Kopf. So viele Monate bin ich nun schon dabei, ich dachte ich könnte es besser. Die Tiere und die Natur fordern mich immer wieder neu heraus. Aber ich wollte es ja nicht anders ...

Zurück zur Natur

ODER WIE ICH AUFS SCHAF KAM

Liebe Leser und Leserinnen, naturnahe Landbewohner*innen und betonerfahrene Stadtbewohner*innen. Ich mag das Draußensein. War mal ein frischluftgefülltes Deichkind, Wattkind und Matschkind. Ich stromerte stundenlang über Wiesen, stand mit Gummistiefeln in Bächen, um Stichlinge zu keschern, hämmerte Baumhäuser zusammen, zog Steckrüben mit den Bauern und verfolgte schleimige Spuren im feuchten Gras, um den Schnecken ein neues Zuhause auf dem Balkon unserer Dreizimmerwohnung im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses einzurichten. Ich war ein Vorortkind.

Unbestritten – das ist sehr lange her.

Dann kamen Jahre in Klassenzimmern, Umzüge in verdichtete Innenstädte, Hörsäle, Redaktionsräume. Konstant umhüllten mich Wände von WGs, Büros oder TV-Studios. Ich parkte in Tiefgaragen, trainierte in Fitnessstudios und erholte mich zu Hause in meinen vier Wänden. Wenig Draußensein. Kaum Zeit, Wolken zu betrachten, für Vogelschwärme oder blühende Wiesen.

Stattdessen war ich umgeben von meterlangen mehrfarbigen Kabelrollen, unterarmdicken Ladekabeln und Ü-Wagen-Technik. In all den On-air-Jahren meiner täglichen Talkshow und während

des Aufbaus meiner Produktionsfirma hätte ich bestimmt nicht ein einziges Mal frischen Sauerstoff in die Lungenflügel bekommen, wäre da nicht Arni gewesen, meine flatulenzfreudige, fawn-farbige französische Bulldogge.

Zugegeben, Arni war alles andere als ein feingliedriger, langbeiniger Langstreckenläufer. Mehr der Typ Couch-Potato. Gemütlich eben. Wollte man selbst den entspanntesten Platz auf dem Sofa einnehmen, musste man erst den Hund vertreiben. Aber auch der kurzbeinigste Dauerschläfer muss Gassigehen. Ohne Arni hätte sich mein Leben ausschließlich zwischen Wohnung-Studio-Hotel-Produktionshallen-Redaktionskonferenzen-Wohnung-Studio-Hotel abgespielt.

Ich wusste kaum noch, wie sich Jahreszeiten anfühlen und konnte eine Distel nicht von einem Löwenzahn unterscheiden. Das sollte Jahrzehnte so bleiben. Die Natur und ich, wir entfernten uns, wurden uns fremd und fremder, bis wir uns aus den Augen verloren. Uns sogar nicht einmal mehr vermissten.

Ich schwamm zufrieden in Hallenbädern, nicht mehr im See. Keine grünen Schlingpflanzen, kein modriger Untergrund. Naturvermeidungsstrategie. Mir fehlte nichts, noch nicht. Mit viel zu PS-lastigen allradangetriebenen Autos habe ich Parkplätze in der Innenstadt gesucht, wie andere beim Rubbellos den Hauptgewinn. War kaum mit dem Rad unterwegs. Benutzte einen Regenschirm beim ersten Tröpfeln und sprang zum Schutz vor dem feuchten Frisur-Zerstörer schneller in einen Hauseingang als Ex-Prinz Harry nach der Eheschließung Schloss Windsor verlassen hat.

So verpasste ich viel. Das Glück, auf einer Wiese zu liegen und tief einzuatmen, das Summen der Insekten im Ohr, den Duft von Wildblumen. Mein Gesicht in das regennasse Prasseln zu halten. Statt Sonnentage im hessischen Umland zu genießen, flog ich Langstrecke, um in fernen Ländern in der Sonne zu liegen. Ich wollte mir die Schuhe nicht versauen, lief nicht mehr durch den matschigen,

herbstfeuchten Wald. Ein naturnaher Alltag und mein tatsächliches Leben waren so weit voneinander entfernt wie Elon Musk und die Sorge um den Sozialversicherungsschutz seiner Mitarbeitenden.

Eigentlich genoss ich Natur nur noch beim Kochen, der Spinat sollte dann doch Bio sein. Über das Leben auf dem Land machte ich mir wenig Gedanken. Mein Biotop war die Innenstadt. 24/7 Tankstelle. Energydrinks. Urban. Altbau, Fahrstuhl, dritter Stock mit Balkon und WLAN. Kein Garten, kein Hochbeet, kein Rasenmäher in der Garage, keine Gummistiefel im Schrank. Ich weiß, wie man online seinen Lieblingstisch im Restaurant bestellt, seinen Insta-Feed pflegt. Zu »Wolken« fällt mir als Erstes die Speicherkapazität meiner Cloud ein. Sonntags bewege ich die Regler an meinem Hörfunkstudiopult, das aussieht, als könnte ich damit problemlos ein Kleinflugzeug starten. Ich treffe Musiker*innen, Schauspieler*innen und Autor*innen für meine zahlreichen Interviews, oft online, mittels Zoom oder Teams. Das Leben ist immer technischer, immer digitaler geworden.

Und dann kam dieser Dezembermorgen. Es begann mit einer letzten Warnung, bevor wir getrennt wurden. Ursache: niedriger Batteriestatus. Einen halben Satz noch gesprochen, dann Funkstille. Mein Telefon gab energielos auf und mein Ladekabel lag zu Hause. Ein schwarzes Display. Mein geliebtes Schaf: verschwunden. Das Schaf ist mein Hintergrundbild, der Fotograf Walter Schels hat es 1984 aufgenommen, das war mein Abiturjahr in Bremen. Das Schaf blickt offen und unverstellt ins Objektiv, es wirkt wie eine Erinnerung aus einer anderen Zeit. Diese Fotografie begleitet mich seit Jahren. Das Schaf will nicht gefallen. Es schaut mich an, wenn ich den Geheimcode eingebe, wenn ich auf dem Handy nach der Uhrzeit schaue. Ein stiller Alltagszeuge und Wegbegleiter. Der eindringliche, wissende Blick des Tieres beruhigt mich, beschützt mich. Es ist ein zauberhaftes Rätsel, eine Erinnerung, dieses Tier.

Schafe faszinieren mich seit frühester Kindheit. Sie sind mir auf vielen Spaziergängen mit meinen Großeltern in der Lüneburger Heide begegnet. Wir waren Wochenendspaziergänger, und in der Wacholderheide kam uns oft ein Schäfer mit seiner großen Herde entgegen. Durch alle Jahreszeiten liefen sie über sandige Wanderwege und saftige Wiesen. Vielleicht fünfhundert, sechshundert Tiere hatte er bei sich. Die Hunde trieben die Herde unter Gebell manchmal auch in unsere Richtung. Auf diesen Augenblick wartete ich bei jedem Ausflug sehnsüchtig: dass sich die Wege der Herde und die unserer Familie wieder kreuzten.

Manchmal hatte ich Glück, dann kribbelte in mir die aufgeregte Vorfreude. Die winzigen Glöckchen der Schafe bimmelten, die Hunde wendeten ihren Blick kaum vom Schäfer ab. Dieser ging beständig voran. Gab ihnen versteckte Zeichen, schnalzte. Er vertraute den Hunden, die mal den Abschluss bildeten und mal die Seiten flankierten. Ab und zu ein kurzer Befehl, ein Schulterblick. Kein Lehrer hatte unsere Klasse so im Griff. Die Tiere waren wie ein kraftvoller Schwarm, der zusammenhielt und ständig die Form veränderte. Mal breiter, mal schmaler wurde, an den Rändern ausfranst, dann wieder wie ein längliches dünnes Rinnsal wirkte. Sie kamen auf uns zu wie eine riesige Welle aus Wolle.

In den Sommermonaten kündigte eine Staubwolke ihr Kommen an. Dann bremste der Schäfer das Tempo der Herde ein wenig ab, nur durch ein leichtes Anheben des Arms. Meine Großmutter nahm mich fest an die Hand. Wir standen ganz still seitlich des Wanderwegs. Der Schäfer grüßte freundlich und ging an uns vorbei. Einige Tiere fraßen noch schnell im Gehen etwas vom Wegrand, rupften hastig an herabhängenden Ästen. Und wie das Wasser im Fluss einen Stein umschließt, stand ich mit meiner Oma plötzlich mitten in der Herde. Die Heidschnucken umspülten uns. Sie berührten uns nicht, schauten höchstens kurz hoch und liefen weiter. Ich streckte die Hand aus und ließ sie

über die Schafsrücken gleiten. Zu kurz mein Glück. Ich wollte mehr davon.

Unsere Route führte über endlose Wiesenwege und auch an den reetgedeckten, geklinkerten Höfen der Schäfereien vorbei. Die Schafe dort verfolgten uns mit Blicken, wir sahen uns an. Die Schafe auf der Weide und wir, die Sonntagsspaziergänger auf der anderen Seite des Zauns. Oft lagen die Tiere satt im Gras oder dösten im Schatten eines Baumes. Doch sie konnten sich auch ruckartig in eine vierbeinige Panikattacke verwandeln. Ohne erkennbaren Grund waren sie durch etwas gewarnt worden und stoben auf, vollführten Bocksprünge, bei denen selbst Fabian Hambüchen neidisch würde. Alle rannten in eine Richtung, gezogen von einem unsichtbaren Band.

Als wir auf einem dieser Sonntagsspaziergänge wieder an einem Gehöft vorbeikamen, unterhielten meine Großeltern sich mit dem Schäfer, der dort gerade Heu zusammenfegte. Er schaute auf und sprach mit ihnen, als wenn es nichts Wichtigeres auf der Welt gäbe als sich jetzt auf diese Städter zu konzentrieren. Sie lachten miteinander. Mein Opa wedelte mit den abgewinkelten Armen, als ob er abheben wollte. Erzählte von Hühnern im Garten seiner Kindheit, den damals üblichen Hausschlachtungen und deutete auf mich. Fragte, ob seine Enkelin ein Schaf aus der Nähe betrachten dürfte. Der Schäfer nickte mir freundlich zu und wir folgten ihm in den Stall.

Meine Augen brauchten einige Sekunden, um sich an das dämmerige Licht zu gewöhnen. Drinnen ruhten Mutterschafe mit ihren neugeborenen Lämmern. Es war angenehm warm und ganz still, wie in einer kuscheligen Höhle, die Außenwelt wie abgeschnitten. Friedlich wirkte es im Stall. Ich beugte mich langsam herunter, beobachtete die Tiere. Auf diesen wenigen Quadratmetern drehte sich alles nur um die Lämmchen. Planet Schaf. Die ersten wackeligen Schritte auf dem Weg ins Leben, Vorbereitung auf das

Grünland. Durch die verstaubten Fenster fiel Sonnenlicht auf das plattgelegene Stroh. Ich kniete bei einem Lämmchen und schaute zu, wie es auf seinen dünnen Beinchen gierig trank. Stunden hätte ich so sitzen können, doch mein Opa stupste mich an die Schulter.

Diese behütete Szene trage ich seither in mir. Ich glaube, es war an diesem Nachmittag, dass ich die Schafe tief in mein Herz schloss. Vielleicht gibt es klügere Tiere als Schafe, zum Beispiel Orang-Utans oder Raben. Aber Schafe erobern die Herzen mit ihrem Blick, ihrer Sanftheit und schüchternen Wärme.

Unerschütterlich versuchte ich weiterhin freilaufende Schafe auf Nordseedeichen zu streicheln, aber die liefen immer wieder weg. Nicht nur vor mir, auch vor meinem Bruder und unseren Cousinen. Irgendwann nahmen wir Kinder es fast persönlich, doch selbst das geduldigste Schaf hat nicht immer Interesse daran, von Touristen am Hintern oder zwischen den Ohren getätschelt zu werden. Wir brauchten also einen Schafeplan. Wir atmeten tief durch und überlegten. Vielleicht könnten wir sie mit unseren legendären Deichrollen neugierig machen und anlocken? Wir legten uns ausgestreckt an den oberen Deichrand, einer packte die Füße des anderen und dann ging es deichabwärts. Nur nicht loslassen. Wir trugen weiße Shirts, rollten uns absichtlich über die Schafskötelhaufen. Hofften, dass uns die Herde mit dieser perfekten Tarnung akzeptieren würde. Olfaktorisch und farblich stimmte alles, nur die abschreckende Wirkung unseres aufrechten Gangs hatten wir unterschätzt.

Nach der strengen Standpauke meiner Mutter in der nahegelegenen Ferienpension begruben wir in diesen Sommerferien dann unseren Traum, einmal ein Schaf fest zu knuddeln. Wir packten die Koffer und bald hatte die Schule uns wieder im Griff.

Die Jahre vergingen und ich rollte keine Deiche mehr hinab. Nach dem Abitur arbeitete ich in den Sommerferien auf der Nordseeinsel Norderney und fuhr mit dem Hollandrads über die Deichrücken, durchquerte dabei die Weiden der frei laufenden wolligen

Inselschafe. Mit meiner ersten eigenen Polaroidkamera fotografierte ich die Schafe in den weitläufigen Salzwiesen. Sie schauten mal ängstlich, gelangweilt oder abwartend. Aus der Distanz behielten sie mich im Auge.

Ihre Ruhe fasziniert mich bis heute, weil zu meiner Persönlichkeit auch immer wieder aufflammende Hektik, Nervosität oder überbordende Energie gehören. Schafe chillen. Ich leider zu selten. Und wenn Schafe nicht chillen, fressen sie. Wenn Schafe weder chillen noch fressen, folgen sie dem Schäfer. In der Nähe dieser Tiere fährt mein Puls regelmäßig runter. Schafe anzuschauen, entspannt. Definitiv.

An jenem Dezembertag, als mein Handy mich so sträflich im Stich gelassen hat und ich mit leerem Akku im Büro sitze, muss ich plötzlich an die Deichschafe denken. Mein Blick hebt sich vom toten Telefon. Ich lasse ihn langsam schweifen. Schaue von meinem Büro aus in den Innenhof des Radiosenders. Ich muss mich vorbeugen, um ein Stück Himmel zu erhaschen. Um mich herum im Studio ist viel Technik, der Raum von künstlichem Licht erhellt. Ich liebe meine Arbeit, und trotzdem ... Was ist es, dass ich erst zaghaft, dann immer fordernder in mir wahrnehme? Ich blicke erneut aus dem Fenster, bemerke den Wind, der an den Büschen im Innenhof zerrt, keine Ahnung, wie die heißen.

Bei meiner Arbeit als Journalistin beschäftige ich mich immer mal wieder mit den Themen Artenvielfalt, Erderwärmung, Biodiversität und Klimawandel, aber dabei ist stets etwas zwischen mir und dem Draußen: der Laptop, das Handy. Recherche am Schreibtisch. Ich bin keine aktive Klimaaktivistin, ich klebe mich nicht auf Startbahnen fest, ich war nur unregelmäßig auf den Fridays-for-Future-Demonstrationen und noch seile ich mich nicht von Autobahnbrücken ab, um ein Stück Wald zu retten. Obwohl ich natürlich mehr als nur besorgt bin, teilnehme am politischen

Diskurs und versuche in meinem Umfeld vieles zu tun, um Energie zu sparen, Müll zu vermeiden, CO₂ zu verringern.

Aber an diesem Tag, beim Blick in den Innenhof, spüre ich deutlich, dass mir etwas fehlt. In mir klopft eine tiefe Sehnsucht nach Luft und Weite an. Ich will mich wieder geerdeter, verbundener mit der Natur, lebendiger fühlen. Dieses Gefühl verlässt mich den ganzen weiteren Tag über nicht. Es drängt sich auch in den folgenden Tagen immer wieder in meine Gedanken, ich wache sogar öfter damit auf. Ein sich verzehrendes Sehnen nach Natur.

Ich muss dringend weg aus der gewohnten Umgebung. Ich will mich selbst überraschen, meine Komfortzone verlassen. Und das geht nicht ohne Natur. Ich will wieder raus, will Wind und Wetter und die Nähe zu Tieren spüren, den Tag mit dem Sonnenaufgang beginnen und mich selbst anders wahrnehmen. Ich denke an mein Handy-Schaf, wie gerne würde ich mal wieder einem echten Schaf in die Augen blicken. Wenn ich von Schafen umgeben war, habe ich mich glücklich, ruhig und geborgen gefühlt. Schafgedanken nisten sich bei mir ein. Wäre das immer noch so?

Wie wäre es, einmal anders zu leben, regelmäßig mit Tieren in der Natur zu sein? Könnte ich das? Und wie bringe ich das mit meinem Job, meiner Familie zusammen? Ich kenne die Geschichten von Freundinnen, die eine Alpenwanderung oder ihren Rettungsschwimmerinnenschein gemacht haben. Lang gehegte Träume, die zu Realität wurden. Wieso sollte das bei mir nicht gehen?

Als Teilzeitgärtnerin kann ich schlecht arbeiten, aber vielleicht wäre ein Wochenendjob auf dem Bauernhof eine Idee? Die tiefenentspannten Heideschäfer meiner Kindheit gehen mir nicht mehr aus dem Kopf. Vielleicht ist das nur Romantik-Kitsch, aber die Idee reizt mich. Auch in den folgenden Tagen zwingt mich meine neue Sehnsucht, darüber nachzudenken. Ich schaue auf dem Laufband und beim Kochen YouTube-Videos über Schäfer und Schäferinnen. Google Ausbildungswege, der Beruf der Schäferin lockt